

Humandifferenzierung und die Indikation von Zugehörigkeiten

Doing difference aus der Perspektive der Soziolinguistik – an einem Beispiel aus der Lebenswelt von ›Jugendlichen mit Migrationshintergrund‹

1. Die ›neue Soziolinguistik‹ und das Problem der sozialen Kategorisierung

Der große Durchbruch der US-amerikanischen Soziolinguistik, der mit dem Namen William Labov verbunden ist, geht auf die 1960er Jahre zurück. Die für die Soziolinguistik dieser Zeit typische, korrelativ-quantitative Methode beruht auf der von außen, also aus der Perspektive des Wissenschaftlers, auf die ›Informanten‹ applizierte soziale Kategorisierung nach ›sozialer Schicht/Klasse‹, ›Geschlecht‹ und ›Alter‹ (teilweise auch ›Rasse‹). Ein nach diesen Parametern stratifiziertes Sample aus einer Grundgesamtheit (wie etwa der ›New Yorker‹) wird in Bezug auf die Realisierung einzelner linguistischer Merkmale (als abhängige Variablen) in bestimmten sprachlichen Aktivitätstypen (wie Interview oder Wortabfrage) untersucht. Die sozialen (oft auch »sozio-demographisch« genannten) Kategorien werden als Prädiktoren für die quantitative Ausprägung dieser Variablen operationalisiert.

Dieses Vorgehen erwies sich als ein erfolgreiches und ertragreiches Forschungsparadigma. Es gelang in seinem Rahmen der Nachweis, dass Variation zu den Grundeigenschaften menschlicher Sprache gehört. Diese Variation, so konnte des Weiteren gezeigt werden, ist nicht auf Sprach- und Varietätenkontakt (zum Beispiel zwischen Standardvarietät und Dialekt) reduzierbar, weist aber andererseits stabile Muster auf. Bestimmte Variationsmuster, die sich schon mit dem genannten, sehr einfachen Schema sozialer Kategorisierung verlässlich und rekurrent belegen lassen, sind für Sprachwandel typisch.

Labov selbst wusste sehr wohl, dass die Beziehung zwischen sozialen Kategorien und linguistischen Merkmalen nicht trivial ist; seine Unterscheidung zwischen »Markern« (die von den Sprechern unbewusst ›ausgesendet‹ werden), »Indikatoren« (die zwar ebenfalls nicht bewusst sind, aber nach Situation und Stil variieren, was darauf hindeutet, dass sie von den Sprechern als sozial bedeutungsvoll wahrgenommen werden) und »Stereotypen« ist bereits eine erste, immer noch einflussreiche

Typologie sprachlicher Variablen nach ihrem Potenzial, für soziale Kategorisierungen genutzt zu werden (Labov, 1972). Dennoch schenkte die Soziolinguistik der 1960er bis 1980er Jahre weder den verwendeten sozialen Kategorien noch den Prozessen der sozialen Kategorisierungen viel Aufmerksamkeit; die »sozio-demographischen« Parameter galten als gesetzt und wurden nicht an die Kategorisierungsleistungen der Mitglieder der untersuchten Gemeinschaften rückgebunden, was langfristig zu einer gewissen Trivialisierung der »sozialen« Komponente der Sozio-Linguistik führen musste.

Penny Eckert, eine von Labovs Schülerinnen, hat diese Phase der Soziolinguistik später »first wave sociolinguistics« genannt (etwa: Eckert, 2012); sie setzt ihr eine »second wave« von soziolinguistischen Studien entgegen, die mit ethnographischen Methoden und vorzugsweise in kleineren Gemeinschaften (zum Beispiel mittels Netzwerkanalysen) arbeitete. Die von ihr selbst vertretene »third wave« in der Soziolinguistik fügt diesen Konzepten die des (sozialen) Stils und der (multiplen) Indexikalität sprachlicher Merkmale hinzu. Sowohl in der »second wave« als auch in der »third wave« der Soziolinguistik wird die Frage der sozialen Kategorisierung durch Sprache immer mehr zum eigenständigen Thema. Pointiert gesagt, geht es in der Soziolinguistik seither (wieder) vor allem um soziale und erst in dieser untergeordneten Weise um statistische »Signifikanz«.

Ich möchte im Folgenden zeigen, wie aus der Perspektive einer solchen Soziolinguistik sprachliche Merkmale sozial »signifikant« (das heißt zeichenhaft bedeutungsvoll) werden. Anders als Eckert und ihre Mitstreiter werde ich dabei auch Anleihen bei der ethnomethodologischen Idee der »membership categorization devices« machen, wie sie von Harvey Sacks entwickelt worden ist (Sacks, 1972a, 1972b; Hester & Eglin, 1997; Jayyusi, 1984; Hausendorf, 2000).¹

Bevor ich mich in den folgenden Abschnitten der sozialen Indexikalität sprachlicher Merkmale widme, sei der Vollständigkeit halber darauf verwiesen, dass zwei weitere sprachwissenschaftliche Herangehensweisen an das Problem der sozialen Kategorisierung möglich sind, die hier aber nicht weiter behandelt werden.

Zum einen lassen sich soziale Kategorieninventare (*membership organization devices* im Sinne von Sacks) als Teil des Lexikons und im Fall der grammatischen Kategorie des Genus sogar als Teil der Grammatik (vgl. Nübling in diesem Band) einer Sprache verstehen. Als soziales Produkt der Sedimentierung von Typisierungen (Berger & Luckmann, 1969) fungieren

1 Wenn also im Folgenden von Mitgliedschaft die Rede ist, dann geschieht dies in einem wesentlich umfassenderen Sinn als in der Organisationssoziologie, wo mit Mitgliedschaft eine bestimmte, über Verträge eingegangene Zugehörigkeit gemeint ist (vgl. Hirschauer in diesem Band).

sie für ›Novizen‹ in einer Gesellschaft (zum Beispiel im Erst- oder Zweitspracherwerb) als Angebote, wenn nicht Zwänge, solche Sedimentierungen für eigene Typisierungen zu übernehmen. Damit sind lexikalische Inventare von Kategorien (Taxonomien) sozial- und kulturgeschichtlich interessant. Manche dieser lexikalischen Strukturen sind alt und persistent und im Spracherwerb ziemlich alternativlos vorgegeben (wie das von Sacks diskutierte Kategorieninventar der Familienbezeichnungen in der ›Kernfamilie‹), andere flüchtig und ihrerseits in einer Weise an die sprachlichen Usancen sozialer und Altersgruppen innerhalb der Gesellschaft gebunden, die soziale Tradierung eher unwahrscheinlich macht. (Man vergleiche Teilnehmerkategorien aus den 1960er und 1970er Jahren wie *Beatnik*, *Hippie*, *Sexbombe* oder *Partygirl* [im Sinne von *Eskort-Dame*] oder die von Sacks (1979) diskutierte Kategorie der *hotrodder*, die schon nach einigen Jahrzehnten obsolet geworden sind; das dürfte auch das Schicksal heute salienter Kategorien wie *It-Girl*, *Nerd* etc. sein.)

Obwohl die Bezeichnungen für soziale Kategorien von hoher soziolinguistischer Relevanz sind, sind rein lexikalische Beschreibungen von Kategorieninventaren eher in der älteren linguistischen Anthropologie und in der historischen Semantik verbreitet als in der Soziolinguistik. Das Problem ist, dass Inventare von sozialen Kategorien an sich wenig interessant sind, solange sie nicht um die Analyse ihrer Gebrauchsbedingungen ergänzt werden. Dies ergibt sich schon aus der Tatsache, dass unter dem Deckmantel gleichbleibender Kategorienbezeichnungen weitgehende semantische und damit auch soziale Wandelprozesse stattfinden können.

Zum anderen kann man sich dem Problem der sozialen Kategorisierung durch die Untersuchung der spezifischen pragmatischen Bedingungen nähern, unter denen Kategorienbezeichnungen in der Interaktion eingesetzt werden. Dieser Zugang wird in Teilen der (Sozio-)Linguistik profiliert, die an konversationsanalytische Traditionen anknüpfen (Hausendorf, 2000; Enfield & Stivers, 2007; Schegloff, 2007). Soziales Handeln im Alltag setzt die Kenntnis der Kategorieninventare und die Praktiken ihrer Verwendung in vielen Fällen ja bereits als gegebenen Bestandteil des gemeinsamen Wissens der Handelnden voraus; die explizite Benennung der relevanten Kategorien ist nicht mehr nötig. Es ist den Teilnehmern bekannt, dass sie ›LehrerIn‹ und ›SchülerIn‹, ›BerlinerIn‹ oder ›HamburgerIn‹ sind, oder es ist aus visuellen und/oder situativen Hinweisen deutlich zu erkennen, wer hier mit wem interagiert (etwa der ›VerkäuferIn‹ mit der ›KundIn‹). Werden Kategorisierungen von den Gesprächsteilnehmern dennoch explizit formuliert, muss dies interaktiv begründet beziehungsweise funktional sein. Hier setzt das konversationsanalytische Interesse an: Wozu wird die Kategorienzugehörigkeit eines Mitglieds in diesem Moment der sequentiellen Entwicklung der Interaktion relevant gesetzt? Und warum wird dieselbe Person in manchen Situationen als Angehörige der Kategorie X und in anderen Fällen

als Angehörige der Kategorie Y ins Gespräch gebracht? Solche expliziten sprachlichen Kategorisierungen spielen zwar auch in der Soziolinguistik eine Rolle, dort jedoch in ihrer Kopplung an bestimmte sprachliche (lautliche oder grammatische) Merkmale, die der Kategorie zugeordnet werden.

2. Zugänge zur sozialen Indexikalität der Sprache

Die primären Daten der Soziolinguistik sind Realisierungen variabler sprachlicher Merkmale, die (möglicherweise situativ begrenzt, also fallweise) als Indizes zur sozialen Kategorisierung von Sprechern dienen. Die besondere Relevanz, aber auch die methodischen Schwierigkeiten bei der Rekonstruktion dieses sozial-indexikalischen Potentials der Sprache sollen in diesem Abschnitt kurz umrissen werden.

Sprache ist ein ubiquitäres, unvermeidliches Faktum des sozialen Lebens und dadurch ein für soziale Zugehörigkeitsdisplays und Zugehörigkeitszuschreibungen äußerst effektives und in allen Gesellschaften gut ausgebaut und differenziertes Mittel (Brubaker, 2015, S. 89). Zugleich kann sie allerdings eine vergleichsweise kostenintensive Ressource sein, die nicht ohne weiteres jedem Gesellschaftsmitglied zur Verfügung steht. Manche sprachlichen Mittel mit starker Index-Funktion (zum Beispiel einzelne Wörter) sind leicht zu erlernen; in anderen Fällen ist ihr Erwerb aufwändig und langwierig, manchmal sogar für Erwachsene unwahrscheinlich. So erfordert es Zeit und Übung, sich neue Sprachen, Dialekte, aber auch die ›Hochsprache‹ perfekt (also in einer für ›authentische‹ Verwendung geeigneten Perfektion) anzueignen, wenn man mit ihnen nicht aufgewachsen ist. ›Akzente‹, die die ›eigentliche‹ Zugehörigkeit, verraten‹, sind nur schwer abzulegen. Sprache ist in diesem Sinn ähnlich der Bourdieuschen Hexis; sie erfordert wie die ›Körpersprache‹ langjährige Sozialisation.

Die Kosten des Erwerbs sprachlicher Indikatoren lassen es einerseits attraktiv erscheinen, auf symbolische Ressourcen auszuweichen, die mit geringerem Aufwand verbunden sind, etwa Kleidung, Accessoires oder Körperstilisierungen (Frisur, Schmuck, Tattoos, ...). Andererseits garantiert der Erwerb aufwändiger sprachlicher Ressourcen aber Authentizitätsgewinn. Je normativer der Zusammenhang zwischen bestimmten sozialen Kategorien und den sie indizierenden sprachlichen Mitteln ist, umso weniger lässt sich eine der beiden Seiten dieser semiotischen Relation verändern: weder lässt sich Mitgliedschaft durch andere sprachliche Indikatoren ›vorspiegeln‹, noch lassen sich die Indikatoren für andere soziolinguistische Indizierungen verwenden.

Das schließt freilich sichtbare und kaum camouflierte sprachliche Grenzüberschreitungen in das semiotische Terrain einer anderen Grup-

pe nicht aus, wie die inzwischen umfangreiche Literatur zu »crossings« (ausgehend von Rampton, 1995; vgl. zusammenfassend etwa Auer, 2006) zeigt. *Crossing* beruht gerade darauf, dass mit offensichtlich unzureichenden, also aus Teilnehmerperspektive nicht-authentischen Mitteln soziale Mitgliedschaft indiziert wird. Aus der Differenz zwischen ›authentischer‹ und imitierender Sprache ergibt sich der pragmatische und soziale Effekt der sprachlichen Grenzüberschreitung. So muss bei der Verwendung ethnolektaler Sprachmittel durch Jugendliche ›ohne Migrationshintergrund‹, denen diese Mittel ›nicht gehören‹, sorgfältig unterschieden werden zwischen der bewussten Stilisierung einer ›getürkten‹ Form zum Zweck der Distanzierung oder sogar Diskreditierung der so stilisierten sozialen Gruppe, wie sie in den Medien, aber auch unter den Jugendlichen selbst als stilisierte ›Kanakensprache‹ verbreitet ist; und andererseits der (bewussten oder unbewussten) Akkommodation an die Sprache der ›legitimen‹ Sprecher (Auer, 2002), die mehr oder weniger perfekt gelingen mag. Während erstere gerade die Inkompatibilität der sozialen Kategorien betont (›Kanakendeutsch‹), de-ethnisiert letztere den Ethnolekt zu einem allgemeinen jugendsprachlichen Stil (›Kiezdeutsch‹).

Nun ist den sprachlichen Merkmalen ihr indexikalisches Potenzial nicht eingeschrieben. Es muss von den Sprechern gelernt und von den Analysierenden im Lauf der soziolinguistischen Analyse rekonstruiert werden. Zum einen ist nicht jedes variable sprachliche Merkmal, das von einem einzelnen Sprecher oder in einer Sprechergruppe (überhaupt oder mit überzufälliger Häufigkeit) in der einen oder anderen Weise realisiert wird, schon ein Index für soziale Kategorisierung. Manche variablen Merkmale sind nicht mit sozialer Bedeutung ›belegt‹ und den Sprechern weder bewusst noch von den Hörern wahrgenommen. Zum anderen ist der sozial-indexikalische Wert sprachlicher Merkmale nicht aufgrund einer natürlichen semiotischen Beziehung zwischen Zeichen und Kategorie gegeben, sondern kontingent, wandlungsanfällig und manchmal uneindeutig.

Die Verweigerung der Anerkennung dieser Kontingenz, also die Naturalisierung der Beziehung zwischen Sprache und sozialer Kategorisierung, war Teil der nationalstaatlichen Sprachideologie vom 18. bis ins 20. Jahrhundert, die die Sprache als Ausdruck des Wesens einer Nation ansah und damit eine essentialistische Bindung von Nationalsprachen an national-ethnische Kategorisierungen proklamierte. Aber auch heute noch tappen wir gelegentlich in die Naturalisierungsfalle, etwa wenn sprachliche ›Hybridisierung‹ – zum Beispiel sprachliche Erscheinungen wie *code-switching* und *code-mixing* – wie selbstverständlich als ›natürlicher‹ Ausdruck der angeblich hybriden Identität der mehrsprachigen Sprecher essentialisiert und diesen sprachlichen Indices dann auch noch die im poststrukturalistischen Diskurs so geschätzten Eigenschaften der Ambi-

guität und Fluidität zugeschrieben werden.² Aber gerade solche Formen der Mehrsprachigkeit müssen keineswegs ›natürlicherweise‹ Indices einer ambigen oder fluiden Selbstkategorisierung sein. So würde zum Beispiel wohl kein elsässischer Sprecher, der zwischen Elsässisch und Französisch im Gespräch hin- und herwechselt, durch solchermäßen hybrides sprachliches Verhalten eine hybride Identität indizieren wollen. Vielmehr ist gerade das strukturlinguistisch Hybride in diesem Fall ein gut sedimentierter und diskursiv verfestigter Index nicht-hybrider elsässischer Identität, die keineswegs als aus der deutschen und französischen zusammengesetzt verstanden wird, sondern für die Sprecher ihren eigenständigen Wert hat. (In anderen mehrsprachigen Gruppen können sich die Dinge natürlich anders verhalten.) Es gibt also keinen natürlichen Ikonismus zwischen sprachlicher Struktur und sozialer Kategorisierung. Der Indexwert der linguistischen Merkmale lässt sich nicht aus ihnen selbst ablesen.

Um die komplexe Art der Beziehung zwischen sprachlichen Indices und sozialen Kategorien besser zu verstehen, ist das folgende Beispiel aufschlussreich. Es kommt aus dem Bereich der dialektalen Sprachvariation und zeigt, dass auch der Dialekt keineswegs ein ›natürlicher‹ Ausdruck der Tatsache ist, dass jemand an einem bestimmten Ort geboren und dort aufgewachsen ist. Betrachtet man die soziolinguistische Geschichte regionaler Merkmale genauer, zeigt sich nämlich schnell, dass auch ihre Indexikalität dem Wandel unterworfen, also kontingent ist.

Mein Beispiel kommt aus der Berliner Stadtsprache, in der seit Jahrhunderten das silbeninitiale /g/ (variabel) als Frikativ realisiert wird (wie in *jut*, *janz*, *jewiss*). Ist die Frikativierung also ein natürlicher Index Berliner Herkunft? Als Teil des in Cölln und Berlin gesprochenen Niederdeutschen hatte das Merkmal bis zum 15. Jahrhundert wahrscheinlich tatsächlich keine weitere indexikalische Bedeutung als regionale Herkunft zu signalisieren. Im Lauf der Geschichte hat sich dies aber geändert. Die heutige Frikativierung ist ein niederdeutsches Element in einer ansonsten hochdeutsch geprägten Berliner Umgangssprache. Es geht auf das 15. und 16. Jahrhundert zurück, als sich die Berliner/Cöllner allmählich dem Hochdeutschen (meissnischer Prägung) zuwendeten. Wir wissen aus sprachgeschichtlichen Quellen, dass das Merkmal im späten 16. Jh. schon dabei war, aus dem Berlin-Cöllner Repertoire zu verschwinden, weil zunächst die Bürger, später auch die unteren Schichten zu diesem Zeitpunkt den Übergang vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen weitgehend vollzogen hatten (Lasch, 1928). Schon in dieser Zeit war das Merkmal als niederdeutsche Interferenz also kein einfaches regionales Merkmal mehr, sondern sprachideologisch mit den ungebildeten Schichten verbunden. Mit der massiven Einwanderung niederdeutsch sprechender Landbevölkerung nach Berlin während der Industrialisierung der Stadt im 18. und

2 Vgl. zur Kritik des Hybriditätsdiskurses Hirschauer, 2014, S. 178–180.

19. Jahrhundert breitete sich das Merkmal erneut aus und galt nun noch mehr als soziales Merkmal der Arbeiterschicht mit ländlichen Wurzeln im Umland. Dazu kamen im Lauf des 19. Jahrhunderts weitere Veränderungen der sozialen Bedeutung des Merkmals, die sich in verschiedene, nebeneinander stehende indexikalische Potentiale auffächerte. So wurde die g-Frikativierung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem der Merkmale der ›Berliner Schnauze‹, die einem bestimmten sozialen Typus (dem aufgeklärten Angehörigen des Kleinbürgertums) zugeordnet wurde. In diesem Zusammenhang wurde das Merkmal also sozial und sprachideologisch aufgewertet. Dies galt auch für ein weiteres indexikalisches Potential, das die g-Frikativierung in dieser Zeit entwickelte, nämlich als typisches Merkmal des ›preussischen Junkers und Offiziers‹.



Abb. 1: Preussische Junker in der Karikatur des »Simplicissimus« (1897, Heft 2, 24, S. 189)

In der *Simplicissimus*-Karikatur von 1897 (die für den Sprachstil, den die Zeitschrift dem Junker zuordnet, typisch ist) sagt zum Beispiel der eine der beiden Junker: »Ja, in meiner Heimat baut man auch 'ne ganz bedeutende Rübe. Man kann se zwar nich jenießen, aber fürs Jesinde eine ganz vorzügliche Speje.«

eine ganz vorzügliche Speise.« Ein wesentliches, Differenz markierendes phonologisches Merkmal seiner Sprache ist die g-Frikativierung.

Der Indexwert der g-Frikativierung umfasste also im 19. Jahrhundert fallweise den Berliner Industrieproletarier mit ländlichen Wurzeln, den schlagfertigen und gewieften (> ge-viften) Berliner Kleinbürger (>Berliner Schnauze<) und den arrogant-monarchistischen (zugleich geistig etwas beschränkten), ebenfalls ländlich verankerten Junker. In jeder dieser sozialen Bedeutungen transportierte das Merkmal mehr als nur regionale Zugehörigkeit, nämlich Klasse und Profession (vgl. für diese Mehrfachindizierung auch Nübling in diesem Band).³ Das dialektale (niederdeutsche) Merkmal war also zu einem multiplen soziolektalen Merkmal geworden.

Wie das Beispiel zeigt, ist die Aufgabe der Soziolinguistik eine doppelte: Einerseits müssen die relevanten sozialen Kategorien identifiziert werden, die sprachlich indiziert werden, andererseits muss untersucht werden, welche sprachlichen Merkmale sie indizieren können. Weder das eine noch das andere ist als Fixpunkt gegeben. Auf beiden Seiten findet Wandel statt.

3. Ordnungen der Indexikalität: Wie entstehen soziolinguistische Indices?

Die Herausbildung soziolinguistischer Indices ist also ein Prozess, bei dem bestimmte sprachliche Merkmale mit bestimmten sozialen Typen (als Repräsentanten sozialer Kategorien) in eine systematische Beziehung gestellt werden. Die Sedimentierung und ideologische Einordnung bestimmter Konstellationen von Merkmalen als typische Sprechweisen von Mitgliedern einer bestimmten sozialen Kategorie nennt Asif Agha (2003, 2007) *enregisterment* (»Enkodierung«, Auer, 2014). Er versteht darunter die Prozesse, «whereby distinct forms of speech come to be socially recognized (or enregistered) as indexical of speaker attributes by a population of language users«. Die Enkodierung greift also aus der Vielzahl möglicher Merkmale bestimmte heraus, macht sie salient und weist ihnen eine spezifische soziale Interpretation zu. Eine solche Enkodierung leisteten zum Beispiel die Karikaturen des Simplizissimus.

Aber woher kommen die sprachlichen Merkmale, die in solchen Prozessen enkodiert werden? Nur selten werden sie einfach erfunden, wie erneut das Beispiel der Berliner g-Frikativierung zeigt. In der Regel werden schon vorhandene sprachliche Merkmale (neu) zugeordnet und mit (neuen) sozialen Indexfunktionen versehen: Die g-Frikativierung wird

3 Die regionale Zugehörigkeit des Junkers war überdies nicht unbedingt der Raum Berlin (bzw. die Mark Brandenburg), sondern erstreckte sich auch nach Pommern, Mecklenburg und Westpreußen. Näheres zur historischen Soziolinguistik berlinischer Merkmale bei Auer (i.E.).

vom Index für ländliche Zuwanderer in der Berliner Unterschicht zum Index für den Witz des Berliner Kleinbürgers, andererseits aber auch zum Index für den ländlichen Junker mit seiner Distanz zur bürgerlichen Sprachnorm (trotz Nähe zum städtischen Hof des Königs/Kaisers). Michael Silverstein (2003) spricht im Zusammenhang solcher Rekodierungen von *orders of indexicality*: Ein Index der n -ten Ordnung wird zum Index der $n+1$ -ten Ordnung, und so fort. Man kann sich fragen, ob es eine Basisindexikalität (erster Ordnung) gibt, in der linguistische Variablen noch als reine Symptome fungieren, das heißt von den Sprechern unbewusst ausgesendet werden. Silverstein legt eine solche Basisindexikalität nahe, die dann von Barbara Johnstone (etwa Johnstone, Andrus, & Danielson, 2006) explizit der regionalen Sprechweise zugeordnet wird, solange diese für die Sprecher alternativlos und quasi ohne ideologische Aufladung existiert. Ohne die Alterität anderer Dialekte und der Standardsprache geht ihre Indexikalität nicht über die automatische Indizierung selbstverständlicher regionaler Zugehörigkeit hinaus. Solche Indices erster Ordnung werden regelmäßig zu solchen zweiter Ordnung, wenn die sprachliche Kontrastfolie der Standardsprache sie ihrer Selbstverständlichkeit beraubt. Sobald das Bürgertum diese Standardsprache zusammen mit Bildung und Anstand für sich beansprucht, beginnt der Dialekt mangelnde Bildung und ungehobelt Betragen zu symbolisieren und zum sozialen Index zu werden. Indikatoren zweiter Ordnung können in einem prinzipiell unendlichen Prozess der Rekodierung zu Indikatoren n -ter Ordnung werden, wie oben zumindest ansatzweise anhand der Berliner Frikativierung gezeigt wurde.

Ein weiteres Beispiel lässt sich Eckerts Arbeiten (zum Beispiel Eckert, 2008) entnehmen. Es betrifft die Aussprache des silbfinalen /t/ im amerikanischen Englischen, etwa in dem Wort *bat* ›Hut‹. Wieder geht es um ein lautliches Detail, nämlich die Frage, ob der Plosiv mit deutlicher Verschlusslösung, die von Aspiration begleitet werden kann, ausgesprochen wird ([t^h]), oder ob der Verschluss lediglich gebildet, aber nicht gelöst wird ([t']). Die Basisindexikalität des Merkmals ist in diesem Fall nicht kleinräumig-regional (›dialektal‹), sondern national: Mangelnde Verschlusslösung ist im amerikanischen Englisch der unmarkierte Fall, der in den USA nichts weiter markiert als die übliche Aussprache, während dies in Großbritannien die verschlusslösende Aussprache ist. In den USA ist das verschlussgelöste [t] markiert und offen für sprachideologisch unterfütterte, weitere Enkodierungen. Auf diese Weise entwickelt sich ein »indexikalisches Feld, eine »constellation of ideologically related meanings, any one of which can be activated in the situated use of the variable« (Eckert, 2008, S. 454). Dieses Feld umfasst verschiedene soziale Kategorien, die über Familienähnlichkeiten miteinander verbunden sind. Neben ›Brite‹ (aufbauend auf der Indizierung erster Ordnung) gehören dazu ›Schullehrer‹, ›weiblicher Nerd‹ und ›schwule Diva‹. Neben

dieser sozialen Indizierungsleistung ist das phonetische Merkmal der Verschlusslösung auch mit bestimmten Bewertungen oder Eigenschaften verbunden, was Eckert zusammenfassend folgendermaßen darstellt:

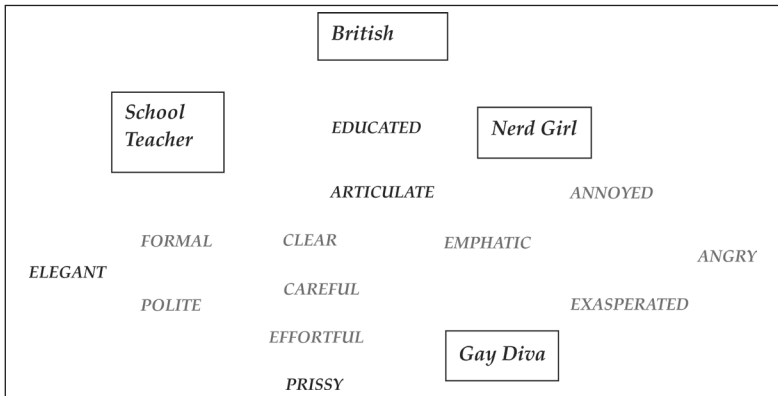


Abb. 2: Das »indexikalische Feld« des verschlussgelösten /t/ im Amerikanischen (nach Eckert, 2008, S. 469). Die Kästen markieren soziale Typen, als dauerhaft zugeschriebene Eigenschaften sind schwarz, temporäre Emotionen oder Einstellungen grau gedruckt. Die Darstellung ist der statistischen Korrespondenzanalyse nachempfunden, beruht aber auf empirischen Einzelanalysen verschiedener Autoren, die zusammengefasst sind.

Etwas Ähnliches ließe sich zum Beispiel für die apikale Realisierung des /ɾ/ im Deutschen zeigen, das von einem weit verbreiteten dialektalen Merkmal um die Wende zum 20. Jahrhundert – technisch bedingt – zur »Bühnenaussprache« (und UFA-Filmaussprache!), also einer Art hyperartikulierter Standardsprache, avancierte, dann aber durch das Pathos der Rhetorik der ersten Jahrhunderthälfte, zu der es ebenfalls gehörte und innerhalb derer es erneut vielfältig rekodiert wurde, diskreditiert wurde und schließlich nach den 1950er Jahren wieder zum regionalen (Standard- und Dialekt-)Merkmal zurücksank.

Die Pointe dieses Zusammenspiels von multiplen, sich immer weiter aus- und aufbauenden Ordnungen von Indexikalitäten ist, dass die 1:1-Beziehung zwischen Sprache und sozialer Bedeutung aufgelöst wird. Wenn aber dasselbe sprachliche Merkmal zur selben Zeit unterschiedliche Kategorien indizieren kann, stellt sich die Frage, wie die Interaktanten aus den verschiedenen Möglichkeiten der indexikalischen Interpretation eines sprachlichen Ausdrucksmittels die »passende« auswählen, also die, die sozialen Sinn ergibt.

Die Antwort liegt – mit Eckert – im Begriff des sozialen Stils als eines Ensembles kookkurrierender sprachlicher Merkmale. Es sind in der Re-

gel nicht einzelne sprachliche Merkmale, die interpretiert werden, sondern diese Einzelmerkmale in ihrer Einbettung in einen solchen Stil. In der Soziolinguistik der »third wave« werden also nicht mehr (wie bei Labov) einzelne sprachliche Merkmale direkt auf die Sozialstruktur bezogen, sondern mehr oder weniger reglementierte und daher »kohärente« Netze von Merkmalen. Auf der sozialen Seite indizieren diese Stile soziale Kategorien, das heißt sie sind Hinweise auf Mitgliedschaften. An die Stelle von Aussagen wie »Die Schicht der preussischen Junker verwendet die g-Erweichung zu X %« treten Aussagen wie: »Die g-Erweichung ist eines der sprachlichen Merkmale, die (zusammen mit anderen) als sozialer Stil den sozialen Typ des Junkers indizieren«. Die multiple Indexikalität einzelner Merkmale löst sich im Kontext des jeweiligen Stils weitgehend auf, der dessen eindeutige(re) Zuordnung erlaubt.

4. Ein Beispiel aus der Lebenswelt von Jugendlichen »mit Migrationshintergrund«: »hart« sprechen

In diesem Abschnitt wird der soeben entwickelte Ansatz auf ein Beispiel aus der Migrationssoziolinguistik angewendet. Es geht hier um die Verhandlung soziolinguistischer Indices für Teilnehmerkategorien, die sich in einen komplexen, kleinräumigen Diskurs der Identität und der Alterität einer Jugendlichengruppe in Stuttgart, die sich selbst als »Ausländer« bezeichnen, einbettet.

Ausgangspunkt der Diskussion ist eine sprachliche Korrektur:⁴

Ausschnitt (1) (IL ist ein 15-jähriger gebürtiger Kosovo-Albaner, MV sein 15-jähriger türkischstämmiger Freund; EX ist die Exploratorin, die selbst italienischen Migrationshintergrund hat. In der Situation sind noch Freunde der beiden anwesend, die hier aber nicht aktiv beteiligt sind. Es geht um die Schulprojekte der Jugendlichen, nach denen EX gefragt hat.)

- 01 IL: ja NE:, mein THEma wa:r; (-) planung einer HALloween party?
 02 (0.5)
 03 EX: hmHM,
 04 IL: isch hatte: 'd ((Schnalzlaut)) isch hatte: die abschnitte
 ➤05 MV: ICH; (-) nich ISCH. [h h h

4 Die Transkriptionskonventionen sind ausführlich unter <http://www.gesprachsforschung-ozs.de/heft2009/px-gatz.pdf> erläutert. Akzente sind durch Großschreibung, finale Intonationsbewegungen durch Satzzeichen (? = stark ansteigend, . = stark sinkend, , = leicht ansteigend; ; = leicht sinkend). (-) ist eine Pause von ca. 0.2 sec., längere Pausen sind in Klammern numerisch notiert. Eckige Klammern markieren gleichzeitiges Sprechen.

- 06 IL: [ja.
 07 ich ich hatte die abschnitte- (---)' d ((Schnalzlaut))
 äh halloween geSCHIChte:?
 08 u:nd (--) halloween in aMerika.
 09 EX: <<p>oKEY.>

In diesem kleinen Ausschnitt werden weder Teilnehmerkategorien noch kategoriengebundene Aktivitäten explizit erwähnt. Das Gesprächsthema ist soziologisch eher belanglos. (Es geht um ein schulisches Projekt über Halloween, bei dem IL über die Geschichte von Halloween und seine amerikanische Variante berichten musste.) Allerdings ist die Situation für die beiden 15-Jährigen auch nicht ganz alltäglich: Die beiden Jugendlichen reden mit einer erwachsenen jungen Frau, die selbst zwar ebenfalls ›Migrationshintergrund‹ hat, aber von der Universität kommt. Sie bietet ihnen eine Plattform, sich darzustellen und über sich zu erzählen.

Obwohl die Sequenz zunächst trivial erscheinen mag, werden in ihr über den Umweg eines Aussprachedetails indirekt soziale Kategorisierungen verhandelt. Das lautliche Merkmal ist die Koronalisierung des palatalen Frikativs [ç] im Silbenauslaut, das heißt die Vorverlagerung der Artikulation in Richtung auf das oder zum alveolopalatale [ʃ] (etwa in [mɪç]/ [mɪʃ] ›mich‹, std. [mɪç]; vgl. zum phonologischen Prozess der Koronalisierung Hall, 2014). Die Koronalisierung ist ein salientes Merkmal einer großen Gruppe vor allem urbaner, mitteldeutscher Dialekte; würde sie als rein geografischer Index (›erster Ordnung‹) interpretiert, würde sie den Sprecher irgendwo in einem geografischen Raum lokalisieren, der von Aachen bis nach Dresden reicht.

Die Koronalisierung operiert allerdings heute in einem indexikalischen Feld, in dem sie alternativ zur regionalen Herkunft auch als Index ethnisch-sozialer Zugehörigkeit fungieren kann. Tatsächlich dürfte sie schon vor der Jahrtausendwende eines der am stärksten enkodierten Merkmale des deutschen Ethnolekts gewesen sein (vgl. Auer, 2013). Durch vielfältige Verwendung in sekundär-ethnolektalen Medienprodukten ist sie allgemein als Stereotyp bekannt. Hellberg (2014, S. 11), die die metasprachlichen Äußerungen in 600 SchülerVZ-Gruppen untersucht hat, nennt es eine »Ikone ethnolektalen Sprachgebrauchs«. Die Bewertungen sind fast immer negativ, was sich schon aus der Bezeichnung des sprachlichen Stils auf SchülerVZ ergab: die häufigsten Begriffe waren *Kanak/Kanackensprache/Kanackendeutsch*, *Ghettosprache/Ghettoslang* oder *Assi-Deutsch/Asi/Asislang*.

Tatsächlich kommt die Koronalisierung unter Jugendlichen mit Migrationshintergrund in manchen Regionen Deutschlands sehr häufig vor. In manchen Städten, insbesondere in Berlin, scheint das Merkmal schon so verbreitet zu sein, dass es bei Jugendlichen kaum noch mit Migrations-

hintergrund assoziiert wird (so jedenfalls Jannedy, Weirich, & Helmke, 2015; Jannedy & Weirich, 2014) und Teil eines allgemein jugendsprachlichen Stils geworden zu sein scheint.⁵ Wie wir sehen werden, gilt dies für die Stuttgarter Jugendlichen nicht. Das Indexpotential eines sprachlichen Merkmals variiert also von Sprechergruppe zu Sprechergruppe.

Objektiv zeigen unsere Sprachdaten aus Stuttgart⁶ (denen Gesprächsausschnitt 1 entnommen ist) folgendes Bild: Die Jugendlichen sprechen zwar durchweg eine Sprache, die in Phonetik und Grammatik (Siegel, i.E.) deutlich von den autochthonen Varietäten (Standarddeutsch und seine Dialekte) abweicht und eindeutig als ethnolektal klassifiziert werden kann. Das spezifische Merkmal der Koronalisierung ist allerdings vergleichsweise selten, wie die folgende Auswertung einer Zufallsauswahl von zehn männlichen Sprechern deutlich macht:

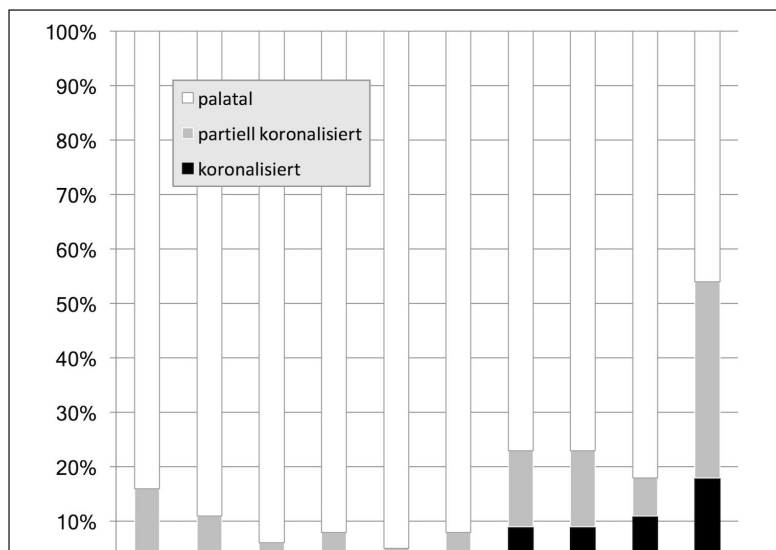


Abb. 3: Realisierung von std. /ç/ nach /i/ in ich, mich, sich, dich bei zehn Jugendlichen ›mit Migrationshintergrund‹ in Stuttgart (100 tokens pro Sprecher)

- 5 In der autochthonen Berliner Umgangssprache ist die Koronalisierung auf bestimmte Wörter (*nischt/nüscht*) und phonologische Kontexte (insbesondere nach /r/, vgl. den Zusammenfall *Kirsche/Kirche*) beschränkt.
- 6 Die Jugendlichen waren zwischen 14 und 19 Jahren alt und wohnten in den Stadtvierteln Cannstatt, Hallschlag, S-Nord und S-Ost. Die meisten hatten einen türkisch(-kurdischen) Familienhintergrund. Die Aufnahmen stammen (mit Ausnahme einiger weniger Selbst-Aufnahmen) aus informellen Gruppeninterviews und Gesprächen in einem Jugendzentrum. Ich danke Vanessa Siegel und Daniela Picco für die Durchführung der ethnografischen Untersuchung.

Durchschnittlich werden 83 % der Belege für *ich, mich, sich, dich* palatal (also dem Standard entsprechend) realisiert, knapp 6 % alveopalatal und 11 % koronalisiert. Lediglich ein Sprecher (der Kosovo-Albaner »ES«) koronalisiert regelmäßig, wenn auch in Alternanz mit der palatalen Form; in seinem Fall sind die teils oder voll koronalisierten Varianten etwa genauso häufig wie die palatalen Realisierungen.

Wie ist diese geringe Frequenz des ethnolektalen Index zu erklären? Wichtig ist zunächst, dass die Jugendlichen im Gespräch mit einer Außenseiterin sind (der Ethnographin). In dieser Situation geht es um die Selbstdarstellung der Sprecher, eben ihre Selbstkategorisierung. Die Koronalisierung ist, wie Gesprächsausschnitt (1) zeigt, für die Sprecher hochgradig salient, das heißt, sie fällt auf. Die Vermeidung dieses Merkmals lässt sich in diesem Kontext als aktive »Abwahl« einer sozialen Kategorisierung verstehen: Durch ihre standardnahe Aussprache des palatalen Frikativs verweigern sie die Kategorisierung als »Kanaken«⁷, die von ihnen – in dieser Situation – nicht gewollt ist.

Um dies zu belegen, genügt es natürlich nicht, auf die mediale Präsenz der Koronalisierung und ihrer Enkodierung als Index für die Kategorie »Kanake« zu verweisen – zumal die medial vermittelten Typisierungen von Jugendlichen mit Migrationshintergrund in den Gesprächen keine Rolle spielen. Hingegen erlauben es die Daten nachzuweisen, dass für die Jugendlichen zwei lebensweltliche Domänen mit unterschiedlichen Wertesystemen und Handlungspräferenzen von Bedeutung sind, von denen die eine sprachlich mit einem Stil verbunden zu sein scheint, der die Koronalisierung umfasst, der andere (zu dem die Erhebungssituation gehört) aber nicht. Die Koronalisierung ist ein salientes Merkmal des ersten Stils, während andere (aus linguistischer Sicht objektiv) ethnolektale Merkmale in ihrer Sprache diese Indexfunktion nicht haben und deshalb situationsunabhängig verwendet werden. Im ersten Bereich ist die Differenz zur Mehrheitssprache essentiell (*doing ethnicity/class*), im zweiten gerade nicht (*undoing ethnicity/class*). Oder anders gesagt: Ein sozialer Stil, der die Kategorie der »Kanaken« indiziert (und die Koronalisierung umfasst), kontrastiert mit einem, durch den die Jugendlichen eine durchaus erfolgs- und aufstiegsorientierte, ethnisch und sozial unauffällige Kategorisierung als Stuttgarter Jugendliche relevant setzen wollen.

Wie die Jugendlichen »als Kanaken« sprechen, lässt sich in der Erhebungssituation nicht direkt beobachten; es lässt sich aber aus ihren Erzählungen über ihren sozialen Alltag rekonstruieren. Besonders

7 Ich verwende diese Bezeichnung für die soziale Kategorie, weil sie von den Jugendlichen selbst (mit leicht ironischem Unterton) verwendet wird:

72 IL: uns nennt man die cannstatter (---) [hundertSIEBzig]ers

73 MV: [chiefs]

74 hundertsiebzig kaNAKen.

aufschlussreich sind hier Berichte über ihre (in einem Chatroom, dem »Chathouse«⁸, stattfindenden) verbalen Auseinandersetzungen mit Berliner (Neuköllner) Jugendlichen (vermutlich ebenfalls »mit Migrationshintergrund«), die für unsere Informanten zum Erhebungszeitpunkt von großer Bedeutung waren. Beide Gruppen bezeichnen sich gegenseitig (in den Worten unserer Sprecher) als *Fische* oder *Opfer(s)* (beides allgemein abwertende Begriffe), das heißt, die Beziehung ist klar antagonistisch. In den Auseinandersetzungen zwischen den beiden Gruppen spielt die Sprache in Form und Inhalt eine ganz wesentliche Rolle; in der medialen Interaktion ist sie für die Selbstdarstellung naturgemäß entscheidend. Das Kriterium, nach dem die beiden Gruppen sich übertrumpfen wollen, ist »Härte«: Ziel ist es, sich selbst als »härter« als die andere Gruppe darzustellen.

Ausschnitt (2)

- 01 MV: ah die DENkn so wenn diese:: berLiner oder was weiß ICH=
 02 =diese FISche;=
 03 =die DENkn die wärn HART oder so; (--)
 04 weil die zeWEI mal im FERNsehn komm und sich da KLATschn;
 05 (--) die solln hierHER komm.=
 06 dann SEHN die was hart ist.
- 07 EX: hm,
 08 (2.0)
- 09 MV: <<Lachstimme>OHne scheiß jetzt.>
 10 IL: <<hoch> h h >
 11 MV: h h
 12 EX: welche berliner?
 13 (1.0)
 14 IL: <<f>die die neuköllner (.) FISche alder;>
 ((Auslassung))
- 25 MV: und dann (-) wir REDen mit denen,
 26 die denken w (-) w (-) ERST so (-) wir kommen aus berLIN
 und so;
 27 weil wir uns so: (-) mit FÜNFzehn schon so hArt ANhören;
 28 (1.0)
- 29 IL: <<p>JO [alter;>]
 30 MV: [und dann] (-) [sa sagen wir wir komm aus
 31 IL: [<<verstellte Stimme>(hörst du
 NICH) möine STÜMme alder;
 32 MV: [STUTTgart;]

8 »Chathouse« (<http://www.chathouse-germany.de/>) stellt über das Festnetz kostenlos zu erreichende Chatrooms (»Partyraum, Karussell (sic) oder Privatraum«) zur Verfügung.

- 33 IL: [i[ε] bin] STUTTgarter.>
 34 MV: dann denken die so [JA:-
 35 IL: [(leises gehechtes Lachen))
 36 MV: ihr FISche und so; (0.5)
 37 dann wenn die HÖRN wie wir die mit WÖRter fertchmachen,
 (--)
 38 wolln die EIN auf (.) äh halt ich fick deine MUTter machen;
 39 und dann (-)
 [wenn wir DIE nicht auch SO fertigmachen;
 40 IL: [die sAgen ni[ε] ich FICK deine mutter,=
 41 die sagen i[ε] fick DEEne MUTta;
 42 i[ε] fick deene MUTter [du OPfa:::;;]
 43 MV [OPfer.]

Was MV in Z. 36 als »jemanden mit Wörtern fertig machen« beschreibt, sind (teils ritualisierte) verbale Auseinandersetzungen, hinter denen sich möglicherweise eine Schwundform der bekannten türkischen verbalen Duelle verbirgt (wie von Tertilt, 1996, S. 198–216 für Frankfurter türkische Jugendliche und von Dundes, Leach, & Özkök, 1970 für Jugendliche in der Türkei beschrieben). Jedenfalls entspricht die Metaphorik der Beleidigungen, die auf sexuelle Penetration und Verletzung der Männerhre abzielen, der dieser verbalen Duelle; die Formel *ich fick Deine Mutter* verwendet MV geradezu als Gattungsbezeichnung (»einen auf ›ich fick deine Mutter‹ machen«, Z. 37).

›Hart‹ (Z. 03, 06, 27) ist einerseits die Art und Weise, sich zu verhalten (als Pluspunkt zählt zum Beispiel »sich zu klatschen« (Z. 04, also zu prügeln). Mediale Öffentlichkeit kann dabei nicht schaden (vgl. Z. 04 »im Fernseh komm« gilt als Ausweis von ›Härte‹). ›Härte‹ ist aber auch eine Eigenschaft der Sprache, oder in der Terminologie der ›third wave‹-Soziolinguistik: ein sozialer Stil. Das macht MV (Z. 26, 27) klar, wenn er stolz berichtet, dass die ›Stuttgarter‹ von den ›Berlinern‹ zunächst als Berliner eingestuft wurden, weil sie sich so ›hart‹ anhörten. So ›hart‹ zu klingen, dass die anderen meinen, man käme aus Berlin, ist also ein Kompliment, vor allem, wenn das schon im jugendlichen Alter unserer Sprecher (mit 15) gelingt (Z. 27). Schließlich ist ›Härte‹ auch eine Eigenschaft der Stadt: Die Berliner können auf die ›Härte‹ ihrer Stadt verweisen, um die Stuttgarter zu übertrumpfen. Allerdings irren sie sich nach Meinung unserer Gesprächspartner in diesem Punkt: Eigentlich hätten sie keine Ahnung, wie ›hart‹ es in Stuttgart (›hier‹) zugehe (Z. 05, 06). Ort und Bewohner sind essentiell aneinander gebunden: Wer aus einem ›harten‹ Ort kommt, ist auch ›hart‹.

Interessant ist nun, wie IL die beiden Parteien sprachlich charakterisiert (Z. 31–41). Bei der Inszenierung der Sprache der ›Berlinern‹ (›Neuköllner‹) verwendet er ein faktisches Merkmal des Berlinischen,

nämlich die monophthongische Realisierung von std. /ai/, wenn er in Z. 41–42 die Darstellung seines Freundes – einen auf ›ich fick deine Mutter‹ machen, Z. 38 – in die Inszenierung *ich fick deene Mutta du Opfer* korrigiert. Die schon vorher gegebene Inszenierung der (eigenen) ›Stuttgarter‹ Sprache greift hingegen keineswegs auf schwäbische Merkmale zurück (die für unsere Sprecher grundsätzlich keine Rolle spielen), sondern beruht auf einer künstlichen Pseudosprache, die durch Rundungen verfremdet wird (*möine stümme*, Z. 31). In beiden Stilisierungen, der eigenen wie der fremden Sprache, ist aber die Koronalisierung Teil des inszenierten sprachlichen Duells: vgl. Z. 33 für die ›Stuttgarter‹ Inszenierung (*ich*), Z. 40–42 für die ›Berliner‹ Inszenierung (*ich*, *nich*). Es liegt also zumindest sehr nahe, die Koronalisierung (aus der Perspektive der Stuttgarter Jugendlichen) als Index für die soziale Kategorie der ›Kanaken‹ zu verstehen, den die Jugendlichen aber nur situations- und rezipientenspezifisch verwenden. Er ist eine Ressource, die eingesetzt wird, wenn es gilt, den Berliner ›Fischen‹ gegenüber ›Härte‹ zu zeigen; es ist aber unangebracht, eine solche Kategorisierung sprachlich relevant zu setzen, wenn es um eigene schulische Leistungen geht. Dies ist in Ausschnitt (1) das Thema. Die Koronalisierung ist hier fehl am Platz, nicht weil sie nicht ›hochdeutsch‹ ist (auch in dieser Interaktion kommen zahlreiche sprachliche Merkmale vor, die nicht der Norm der deutschen Standardsprache entsprechen), sondern weil sie die ›falsche‹ Selbstkategorisierung indizieren würde.

5. Abschließende Bemerkungen

Ziel dieses Beitrags war es, den Ansatz der heutigen (›third wave‹) Soziolinguistik zur Erforschung der Humandifferenzierung zu umreißen. Im Gegensatz zur von Labov begründeten ›first wave‹ in der Soziolinguistik sind die relevanten sozialen Kategorien in der heutigen Soziolinguistik keineswegs auf Geschlecht, Alter, soziale Schicht und Rasse beschränkt. Im Alltag arbeiten die Sprecher mit einer Vielzahl von Teilnehmerkategorien, die von kleinräumig relevanten, vielleicht sogar auf Paare und Familien beschränkten, bis zu national oder global relevanten reichen. Die Mitgliedschaft in einer Kategorie ist außerdem nicht immer von gleicher Stärke und Bestimmtheit, noch von derselben lebensweltlichen Relevanz (vgl. Hirschauer in diesem Band). Mitgliedschaften können situativ relevant gesetzt und unterdrückt oder irrelevant gestellt werden. All diese Kategorien und Prozesse sind Thema der Soziolinguistik.

Im Mittelpunkt steht die Frage, wie Sprache zum Index für solche Mitgliedschaften gemacht werden kann. Dabei folgt die Soziolinguistik insgesamt einem konstruktivistischen Ansatz. Es geht darum, wie

jemand *durch sein Sprechen* zu einem Mitglied einer sozialen Kategorie gemacht werden kann oder sich als ein solches Mitglied ausweisen kann.

Sprachliche Indices sind nicht ein(ein)deutig mit sozialen Kategorien verknüpft. Sie sind kontingent, verhandelbar und vielfältigen Ausdifferenzierungen und Wandlungen unterworfen; das sozial-indexikalische Potential einzelner sprachlicher Merkmale ist daher in der Regel multipel. An die Stelle einer eindimensionalen ›Bedeutung‹ des sprachlichen Merkmals tritt ein komplexer Prozess von En- und Rekodierungen. Die so entstehenden »Ordnungen der Indexikalität« (Silverstein) konstituieren ein »indexikalisches Feld« (Eckert), in dem die einzelnen sozialindexikalischen Potentiale durch Familienähnlichkeiten zusammengehalten werden.

Indices erster Ordnung, wie die der regionalen Zugehörigkeit in traditionellen Gesellschaften, stehen in diesem indexikalischen Feld zusammen mit solchen n-ter Ordnung. Anhand verschiedener Beispiele wurde gezeigt, dass diese soziale Schichten (Arbeiter, Ungebildete im Kontrast zum (Bildungs)Bürgertum wie bei der Berlinischen g-Frikativierung), ethnisch-soziale Zugehörigkeit (›Kanakan‹, vgl. das Beispiel der Koronalisierung) oder Lebensalter (›Jugendsprache‹) indizieren können, oft aber diese Großkategorien durch Kreuzkategorisierungen untereinander weiter spezifiziert werden (›Berliner jugendliche Kiezsprache‹) oder sich durch Kreuzungen mit anderen, etwa sexuellen (›schwule Diva‹) oder beruflichen (›Junker‹) Kategorisierungen weiter differenzieren. ›Vor Ort‹, also in der Interaktion, werden sie allerdings in der Regel nicht isoliert, sondern erst als Teil *sozialer Stile* relevant, die, zusammen mit der interaktiven und situativen Einbettung, soziale Kategorisierung erst möglich machen.

Literatur

- Agha, A. (2003): »The social life of cultural value«. *Language & Communication*, 23(3), 231–273.
- Agha, A. (2007): *Language and Social Relations*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Auer, P. (i.E.): »Longue durée and social styles: Shifting indexicalities in the Berlin vernacular from the perspective of historical sociolinguistics«. In: T. Heyd, F. von Mengden & B. Schneider (Hrsg.), *The sociolinguistic economy of Berlin*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Auer, P. (2002): »›Türkenslang‹ – ein jugendsprachlicher Ethnolekt des Deutschen und seine Transformationen«. In: A. Häcki Buhofer & L. Hofer (Hrsg.), *Spracherwerb und Lebensalter* (S. 255–264). Tübingen Basel: Francke.

- Auer, P. (2006): »Sociolinguistic crossing«. In: K. Brown, A. H. Anderson, L. Bauer, M. S. Berns, J. E. Miller & G. Hirst (Hrsg.), *Encyclopedia of Language & Linguistics* (S. 490–492). Elsevier Amsterdam.
- Auer, P. (2013): »Ethnische Marker zwischen Varietät und Stil«. In: A. Deppermann (Hrsg.), *Das Deutsch der Migranten* (S. 9–40). Berlin/Boston: De Gruyter.
- Auer, P. (2014): »Enregistering pluricentric German«. In: A. S. Da Silva (Hrsg.), *Pluricentricity: Language Variation and Sociocognitive Dimensions* (Bd. 24, S. 19–48). Berlin/Boston: de Gruyter.
- Berger, P. & Luckmann T. (1969): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Brubaker, R. (2015): *Grounds for difference*. Cambridge: Harvard University Press.
- Dundes, A., Leach, J. W. & Özkök, B. (1970): »The Strategy of Turkish Boys' Verbal Dueling Rhymes«. *The Journal of American Folklore*, 83(329), 325–349.
- Eckert, P. (2008): »Variation and the indexical field«. *Journal of Sociolinguistics*, 12(4), 453–476.
- Eckert, P. (2012): »Three Waves of Variation Study: The Emergence of Meaning in the Study of Sociolinguistic Variation«. *Annual Review of Anthropology*, 41, 87–100.
- Enfield, N. J. & Stivers, T. (Hrsg.) (2007): *Person Reference in Interaction: Linguistic, Cultural and Social Perspectives*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Hall, T. A. (2014): »Alveolopalatalization in Central German as Markedness Reduction«. *Transactions of the Philological Society*, 112(2), 143–166.
- Hausendorf, H. (2000): *Zugehörigkeit durch Sprache. Eine linguistische Studie am Beispiel der deutschen Wiedervereinigung*. Tübingen: Niemeyer.
- Hellberg, A. (2014): »Ich jage Dich mit dem Duden durchs Ghetto'. Sprachideologie und Sprachreflexion in schülerVZ-Gruppen«. In: C. Mertzluft & H. Koffhoff (Hrsg.), *Jugendsprachen: Stilisierungen, Identitäten, mediale Ressourcen* (S. 189–215). Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Hester, S. & Eglin, P. (Hrsg.) (1997): *Culture in Action: Studies in Membership Categorization Analysis*. Washington, D.C: International Institute for Ethnomethodology and Conversation Analysis & University Press of America.
- Hirschauer, S. (2014): »Intersituativität. Teleinteraktionen und Koaktivitäten jenseits von Mikro und Makro«. In: Heintz, B. & Tyrell, H., *Interaktion–Organisation–Gesellschaft revisited. Anwendungen, Erweiterungen, Alternativen*, 109–133.

- Jannedy, S. & Weirich, M. (2014): »Sound change in an urban setting: Category instability of the palatal fricative in Berlin«. *Laboratory Phonology*, 5(1), 91–122.
- Jannedy, S., Weirich, M. & Helmke, L. (2015): »Acoustic analyses of differences in [ç] and [j] productions in Hood German«. *Proceedings of the 18th International Congress of Phonetic Sciences*, Paper number 1.6–3, S. 1–5. Abgerufen von <https://www.internationalphoneticassociation.org/icphs-proceedings/ICPhS2015/Papers/ICPHS0328.pdf>
- Jayyusi, L. (1984): *Categorization and the Moral Order*. Boston: Routledge & Kegan Paul.
- Johnstone, B., Andrus, J. & Danielson, A. E. (2006): »Mobility, indexicality, and the enregisterment of »Pittsburghese««. *Journal of English Linguistics*, 34(2), 77–104.
- Labov, W. (1972): *Sociolinguistic Patterns*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Lasch, A. (1928): »*Berlinisch*«. *Eine Sprachgeschichte*. Berlin: Reimar Hopping.
- Rampton, B. (1995): *Crossing: Language and Ethnicity Among Adolescents*. Cambridge: CUP.
- Sacks, H. (1972a): »An Initial Investigation of the Usability of Conversational Data for Doing Sociology«. In: D. Sudnow (Hrsg.), *Studies in social action* (S. 31–72). New York: The Free Press.
- Sacks, H. (1972b): »On the Analyzability of Stories by Children«. In: J.J. Gumperz & D. Hymes (Hrsg.), *Directions in Sociolinguistics: The Ethnography of Communication* (S. 325–45). New York: Rinehart & Winston.
- Sacks, H. (1979): »Hotrodder: A revolutionary category«. In: G. Psathas (Hrsg.), *Everyday language: Studies in ethnomethodology* (S. 7–14). New York: Irvington Press.
- Schegloff, E. A. (2007): »Categories in action: person-reference and membership categorization«. *Discourse Studies*, 9(4), 433–461.
- Siegel, V. (i.E.): *Multiethnolektale Syntax: Artikel, Präpositionen und Pronomen in der Jugendsprache*. Heidelberg: Winter.
- Silverstein, M. (2003): »Indexical order and the dialectics of sociolinguistic life«. *Language & Communication*, 23(3), 193–229.
- Tertilt, H. (1996): *Turkish Power Boys: Ethnographie einer Jugendbande* (Erstausg., 1. Aufl.). Frankfurt am Main: Suhrkamp.